

Der Kirchentag

Das Magazin

kirchentag.de

Ausgabe 01/2018

Jüdisch Christlicher Dialog



*Deutscher
Evangelischer*
Kirchentag

DAS FEST DES GLAUBENS DEUTSCHER EVANGELISCHER KIRCHENTAG



Deutscher Evangelischer Kirchentag Berlin – Wittenberg 2017

Dokumente
Im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages herausgegeben von Stefanie Rentsch und Heide Stauff unter Mitarbeit von Mario Zeißig

ca. 704 Seiten und 32 Bildseiten mit CD-ROM / gebunden
€ 99,00 (D) / € 101,80 (A) / CHF* 125,00
Subskriptionspreis bis 30.04.2018:
€ 89,00 (D) / € 91,50 (A) / CHF* 119,00
*empf. Verkaufspreis
ISBN 978-3-579-08212-7
Erscheint Juli 2018

Der Dokumentarband versammelt die wichtigsten Bibelarbeiten, Vorträge, Podiumsdiskussionen, Foren und liturgischen Veranstaltungen des Kirchentages in Berlin und Wittenberg. Damit ist er eine unerlässliche Hilfe zur Nachbereitung dieses kirchlichen Großereignisses, das sich als Forum für kritische Debatten zu den brennenden Themen unserer Zeit versteht.

Deutscher Evangelischer Kirchentag – Wurzeln und Anfänge

Im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages hrsg. von Ellen Ueberschär

304 Seiten / gebunden
€ 19,99 (D) / € 20,60 (A) / CHF* 26,90
*empf. Verkaufspreis
ISBN 978-3-579-08209-7
Auch als E-Book erhältlich

Gegründet wurde der Kirchentag im Jahr 1949. Wer aber hatte die Idee zu einem Kirchentag? Welche Herausforderungen standen am Anfang? Die Wurzeln liegen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, im Widerspruch gegen die deutsche Teilung, in der kirchlichen Erneuerung durch die internationale Ökumene. Persönlichkeiten aus Kirche und Gesellschaft, vor allem Reinold von Thadden, brachten die Idee Kirchentag voran. Wer die Gründerpersönlichkeiten waren und was sie bewirkten, zeigt dieser Band auf. Mit bisher unbekanntem Quellen werden die Anfänge des Deutschen Evangelischen Kirchentages freigelegt.

GÜTERS DIE
LOHERVISION
VERLAGSEINER
HAUSNEUENWELT



www.gtvh.de



Kulturkirche St. Elisabeth, Berlin-Mitte, Villa Elisabeth, Installation Kirchentag in Berlin 2017.

Liebe Leserinnen und Leser,

zwischen viel Erreichtem und neuen Herausforderungen steht die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. Seit über 50 Jahren steht die AG dafür, dass der christlich-jüdische Dialog ein zentrales Thema des Kirchentages ist. Ihre Geburtsstunde – der Kirchentag 1961 in West-Berlin – fiel in eine Zeit, in der die Aufarbeitung der Shoa noch ganz am Anfang stand.

Die AG setzte bedeutende Impulse für eine neue Verständigung zwischen Juden und Christen. Sie trieb die theologische Aufarbeitung des Antisemitismus und Antijudaismus voran und brachte den christlich-jüdischen Dialog über den Kirchentag hinaus in den gesellschaftspolitischen Diskurs ein.

Wir haben dieses bedeutende Thema zum Schwerpunkt dieser Ausgabe gemacht und zwei Mitglieder der AG zu einem generationenübergreifenden interreligiösen Gespräch eingeladen. Wie gestaltet sich der christlich-jüdische Dialog heute? Das haben wir Micha Brumlik und Aline Seel gefragt.

Eine politisch-theologische Perspektive auf das christlich-jüdische Gespräch wirft Martin Stöhr, Mitbegründer der AG. Wie befremdlich und bereichernd der Besuch eines Kirchentages sein kann, beschreibt Frederek Musall, mit einem jüdischen Blick auf die Zeit in Berlin 2017.

Dass jüdisches Leben auch durch den Magen geht, beweist ein katholischer Bäcker in Dortmund, der seit über 20 Jahren jüdische Gemeinden mit koscheren Backwaren beliefert. Und wir blicken nach Israel zu einem ganz besonderen Projekt, das Israelis und Palästinenser verbindet, die Kinder oder nahe Angehörige bei gewaltsamen Auseinandersetzungen ihrer Völker verloren haben.

Ausblicke auf die zukünftigen Kirchentage geben die Liederwerkstatt, deren Mitglieder die Losung „Vertrauen wagen“ musikalisch vertonten, sowie die Einladung zur Mitwirkung. Viele Kreative und Engagierte werden für das christliche Großereignis 2019 gesucht. Auch 2021 rückt näher, und wir stellen die Präsidentin des Ökumenischen Kirchentages in Frankfurt, Bettina Limperg, im Porträt vor. Wir wünschen Ihnen viel Freude mit der Lektüre!

Herzlich,

Sirkka Jendis
Chefredakteurin

Britta Jagusch
Redaktionsleiterin





Inhalt

6 Den Menschen zugewandt

Im Porträt: Bettina Limperg
Stephan von Kolson



8 Klare Worte!

Die Themen für den Kirchentag in Dortmund stehen fest
Stephan von Kolson

9 Meldungen

- Katholikentag in Münster
- Martin Stöhr verabschiedet
- Einladung zur Mitwirkung

10 Dialog auf Augenhöhe

Interview mit Aline Seel und Micha Brumlik
Britta Jagusch

14 Gemeinsam in Verschiedenheit

Eine politisch-theologische Perspektive auf das christlich-jüdische Gespräch
Martin Stöhr

16 Versöhnung statt Rache

Der Parents Circle verbindet Israelis und Palästinenser
Hanna Lehming



18 Plädoyer für Toleranz und Respekt!

Wie gestaltet sich jüdisches Leben heute?
Fünf Fragen an Zwi Rappoport

20 Neue Gesprächsräume gestalten

Ein persönlicher Blick auf den Kirchentag in Berlin
Frederek Musall

22 Koscheres aus dem Ruhrpott

Ein katholischer Bäcker in Dortmund
beliefert jüdische Gemeinden
Stephan von Kolson



24 So klingt Vertrauen

Eindrücke aus der Liederwerkstatt
Jakob Haller

25 Rezension

„Ihr sollt den Fremden lieben“
Christa A. Thiel

26 Blickwechsel

Wir sind auf dem Weg ...
Julia Helmke

Christlich-jüdischer Dialog generationenübergreifend: Aline Seel und Micha Brumlik im Gespräch (ab Seite 10).

Impressum Herausgegeben im Auftrag des Vereins zur Förderung des Deutschen Evangelischen Kirchentages e.V.
Chefredaktion (verantwortlich): Sirkka Jendis. Projektleitung und Redaktion: Britta Jagusch. Art Direktion: Holger Schäfers, Kölledesign.
Titel: Holger Schäfers Redaktionsbeirat: Dr. Christina Aus der Au, Dr. Julia Helmke, Dr. Stefanie Schardien, Dr. Beatrice von Weizsäcker.
Druck: Hoehl, Bad Hersfeld. Klimaneutral gedruckt. Weitere Infos unter: <http://cpol.climatepartner.com/11077-1310-1001> Erscheinungsweise: vierteljährlich.
Redaktionsanschrift: Deutscher Evangelischer Kirchentag, Magdeburger Str. 59, 36037 Fulda, Tel. 0661 96950-0, Fax 0661 96950-90,
E-Mail fulda@kirchentag.de. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. ISSN 1869-0181



Gerechtigkeit, Verantwortung, Schuld sind Themen, die Bettina Limperg nicht nur am Bundesgerichtshof beschäftigen.

Den Menschen zugewandt

Zuhören, vermitteln, sich selbst ein Bild machen – an der Spitze des höchsten Richteramtes ist Bettina Limperg bodenständig geblieben. Ausdauernd tritt die Präsidentin des nächsten Ökumenischen Kirchentages für Gerechtigkeit ein. *Stephan von Kolson*

Es ist ein weiter Weg von Wuppertal-Elberfeld nach Karlsruhe. Ein weiter Weg von der Lehrertochter an die Spitze des Bundesgerichtshofs. Als erste Frau in diesem Spitzenamt. Mal wieder. Denn zuvor war Bettina Limperg als Ministerial-

direktorin auch schon die erste Amtschefin des Justizministeriums Baden-Württemberg. Und es ist auch ein weiter Weg

Zum Autor: Stephan von Kolson ist Abteilungsleiter Presse des Deutschen Evangelischen Kirchentages in Dortmund.

von der freikirchlich aufgewachsenen Jugendlichen, die während ihres Studiums Kirche komplett aus dem Blick verloren hatte, in das Ehrenamt der Präsidentin des dritten Ökumenischen Kirchentages 2021 in Frankfurt.

Zugewandte Bescheidenheit

Wenn die 58-Jährige Fragen dazu in ihrem Büro im Erbgroßherzoglichen Palais, dem Sitz des Bundesgerichtshofes in Karlsruhe, beantwortet, relativieren sich die Entfernungen. Und das liegt nicht nur daran, dass die zierliche Juristin Läuferin ist – und in guten Zeiten zweimal in der Woche zehn Kilometer läuft. Es ist diese ruhige, sehr konzentrierte, sehr zugewandte Haltung. Und diese Bescheidenheit, die ihre Art ist, Menschen und Themen mit Respekt ernst zu nehmen.

Bibelarbeit mit Friedensverheißung

So auch die Anfrage des Kirchentages, ob sie sich vorstellen könnte, eine Bibelarbeit während des Kirchentages in Berlin zu halten. Jakob und Esau. Erste Reaktion: „Da fällt mir im Leben nichts ein. Ich fühlte mich geehrt, fragte mich aber ernsthaft: Kann ich das?“ Dann nimmt sie sich des Themas aber doch an – und so verbringt die höchste Richterin im Land in der Folge viele Wochenenden mit Textarbeit. Alles geht gut. Es gelingt ihr, in dieser störrischen Bibelstelle eine Friedensverheißung herauszuarbeiten.

Gelebte Ökumene

Später wird sie von Andreas Barner, Präsident des Kirchentages in Stuttgart – und Mitglied des Präsidiumsvorstands des Kirchentages –, gefragt, ob sie es sich vorstellen könne, Präsidentin des dritten Ökumenischen Kirchentages zu werden. „Das war eine schwierige Entscheidung. Denn mir war von Anfang an klar: Wenn wir das 2021 machen – dann muss dabei auch ein Ergebnis herauskommen. Andererseits: Probleme und Schwierigkeiten in der Welt können wir nur gemeinsam lösen. Und gelebte Ökumene ist in den meisten Gemeinden doch schon ganz selbstverständlicher Alltag.“

Hinter die Dinge schauen

Zwischen dem Ehrenamt und ihrer hauptberuflichen Tätigkeit sieht sie viel Verbindendes: „Die Justiz – das Grundgesetz – das Christentum. Im Kern geht es da um ähnliche Themen. Was ist Gerechtigkeit? Was ist Ungerechtigkeit, welche Antworten gibt es auf Fragen nach Verantwortung und Schuld?“ Das müsse auch auf rechtsstaatlicher Basis durchdacht werden: Darf der Böhmermann das? Sind Raser Mörder? Darf man einem Gefangenen Folter androhen, wenn man ein Kind retten möchte? Als Juristin müsse sie sich häufig fragen: „Was steckt hinter den Dingen? Und das passt für mich alles auch zum christlichen Glauben.“ Auch der Glaube daran, dass alle Menschen die gleichen Rechte haben. Dass es da ein Regelwerk gibt, das Struktur und Sicherheit vermittelt. Und: „Die Unabhängigkeit der Dritten Gewalt, der Rechtsprechung, ist ein Geschenk des Rechtsstaats.“

Glaube an das Gute

Sie selbst wird erst mit 34 Jahren getauft. Aufgewachsen ist sie evangelisch-freikirchlich. Doch sie fremdelt mit Kirche. „Mit 16 habe ich schon gezweifelt. Das kam mir alles so eng vor in unserer Gemeinde.“ 1979 macht sie Abitur. Die Zentrale Vergabestelle für Studienplätze entsendet sie nach Freiburg. „Mir war damals alles recht – Hauptsache weit weg von Wuppertal.“ Im Studium gab es keinen Kontakt mehr in eine Gemeinde. Das änderte sich erst, als ihr erstes Kind geboren wird. „Ich fragte mich: Was möchte ich vermitteln? Da ist mir dann wieder viel eingefallen. Mein Kinderglaube natürlich. Der Glaube an das Gute. Das hatte ich mitgenommen aus der intensiven Zeit in der Gemeinde meiner Jugend.“ Und die Feststellung: „Dieser Kinderglaube hat mir doch ein Grundvertrauen gegeben, das mich auch in meiner kirchlich nicht aktiven Zeit getragen hat.“

Ökumenische Taufe

Inzwischen lebte sie mit ihrer Familie in Fellbach. „Wir hatten dort einen tollen Pfarrer. Einen intellektuellen und zugleich auch praktisch klugen Menschen. Und da haben wir beschlossen, dass unser Sohn getauft wird. Und zugleich wuchs die Frage, ob ich diesen Schritt dann nicht auch tun sollte.“ Zuerst hat sie Zweifel. Warum soll ich das jetzt machen? „Es war dann aber sehr schön und belebt mich bis heute.“ Als dann die Tochter geboren wurde, bekam auch eine katholische Freundin fast zeitgleich ein Kind. „Da haben wir uns überlegt, dass es doch wunderbar wäre, wenn wir eine ökumenische Taufe erleben könnten. Das hat auch geklappt – und die ganze Gemeinde hat die offene Atmosphäre inspiriert.“

Lösungen finden

Schon während ihres Studiums ist der parteilosen Juristin klar, dass sie Richterin werden möchte. Am Amtsgericht – vielleicht sogar am Landgericht. Eine Karriereplanung hatte sie nie. „Ich hatte aber immer sehr viel Glück.“

Beruflich – aber auch mit den Menschen, die mich umgeben.“ Dass sie an der Spitze des Bundesgerichtshofes einmal Chefin von 400 Menschen sein würde, war nie das Ziel. „Ich mochte es als Richterin sehr, einen Fall buchstäblich in Augenschein zu nehmen. Und wenn es dann bei einem Nachbarschaftsstreit um die fast sprichwörtliche Hecke ging – dann wollte ich vor Ort sein und herausbekommen, um was es wirklich geht. Bevor ein Richter entscheidet, muss er zuhören. Viele Richter sind sehr gerne nicht nur als Letztentscheider unterwegs, sondern definieren sich auch dadurch, konsensuale Lösungen mit den Streitparteien zu finden.“ Ihr berufliches Erfolgsgeheimnis? „Ich finde Menschen einfach immer interessant!“ Und auszugleichen liegt ihr. „Ich war schon unter uns Kindern immer für die Vermittlung zuständig.“

Engagement für junge Täter

Auf ihrem Schreibtisch steht ein halber Meter Aktenstapel. Das Tagewerk? „Nur ein kleiner Teil davon“, sagt Limperg. Das hohe Arbeitspensum, die langen Tage, stören sie nicht. Im Gegenteil: „Ich bin sehr robust. Kann mehrere Dinge parallel tun und mich gut konzentrieren.“ Fast nebenbei engagiert sie sich in dem Verein „Projekt Chance“ für freiere Formen des Strafvollzugs – gerade bei jungen Tätern. „Strafvollzug lässt sich bisweilen nicht vermeiden. Es darf dabei aber nicht einfach um ein Wegsperrn gehen. Es muss Eigenverantwortlichkeit geschult werden. Auch Frust auszuhalten und Toleranz zu entwickeln.“



Im Gespräch auf dem Kirchentag 2017 in Berlin.

Mit ihrer Geburtsstadt Wuppertal hat sich Bettina Limperg versöhnt: „Wenn ich jetzt dort spazieren gehe, bergen alle Wege Erinnerungen.“ Auch an ihre geliebte Großmutter, in deren Haus an der Hardt, einem der ältesten Stadtparks in Deutschland, sie in den ersten sechs Jahren mit vielen Cousinen und Cousins aufgewachsen ist. Aber auch die Landschaft im Bergischen gefällt der passionierten Wanderin. Die gigantischen Rhododendren. Weite Wege. Bettina Limperg geht sie gerne.



Klare Worte in Dortmund!

Die Themen für den Kirchentag 2019 stehen fest

Ein Kirchentag entsteht: Präsidialversammlung und Präsidium des Kirchentages haben Anfang März in Schwerte rund 50 Projekte und Themen um die Losung „Was für ein Vertrauen“ (2. Könige 18,19) verabschiedet. Ab Sommer 2018 werden ehrenamtliche Programmkomitees die voraussichtlich etwa 2000 Veranstaltungen planen. Und damit gibt es schon jetzt einen Vorgeschmack auf einige der großen thematischen Schwerpunkte des 37. Deutschen Evangelischen Kirchentages in Dortmund: Digitalisierung, Arbeit, soziale Teilhabe und Europa.

Vertrauensverlust und gute Nachrichten

Kirchentagspräsident Hans Leyendecker erwartet in Dortmund einen Kirchentag der klaren Worte, der „nicht in Harmonie ertrinkt“ und der auch dort hinsieht, wo „es wehtut“, um Ängste und Verunsicherungen zu hören und ernst zu nehmen: „Dortmund ist der ideale Ort, um wesentliche Inhalte gegen die manchmal schon modische und oft auch hysterische Untergangsstimmung zu setzen, und es wird deshalb auch den Kirchentag der guten Nachrichten geben.“

Generalsekretärin Julia Helmke führt aus: „Es geht um eine gesellschaftliche Mitte, die erodiert. Wir sehen Angst vor Armut, Zukunftsunsicherheit und Sprachverlust im Umgang miteinander. Das Vertrauen in die großen gesellschaftlichen Institutionen ist erschüttert. Wie gehen wir damit um, was können wir entgegensetzen? Was bedeutet hierbei Gottvertrauen?“

Roter Faden: Migration und Integration

Die Themenfelder Migration, Integration und gesellschaftliche Partizipation werden sich wie ein roter Faden durch den Kirchentag und seine Vorbereitung ziehen. Die großen internationalen Herausforderungen der Friedens- und Entwicklungspolitik werden unter anderem in einem International Peace Centre behandelt – ein Mitwirkungsangebot gerade für nichteuropäische Gäste des Kirchentages.

Sport als neues Themenfeld

Und in einer Stadt wie Dortmund darf natürlich auch das Thema Sport nicht fehlen: Wie religiös ist Fankultur aufgeladen? Welche ethischen Herausforderungen ergeben sich aus dem Leistungsprinzip und finanziellen Aspekten rund um den Sport? Zu den genannten Schwerpunkten kommen zahlreiche weitere Zentren, Programmtage und Themen, mit denen sich Kirchentage seit vielen Jahren auseinandersetzen. Dazu gehören Bibel und Gottesdienst, Barrierefreiheit und Geschlechterfragen, Stadt und Umwelt sowie der interreligiöse Dialog.

Ausblick auf den ÖKT

Eine wichtige Rolle – gerade auch im Hinblick auf den dritten Ökumenischen Kirchentag in Frankfurt am Main 2021 – werden die Themen Ökumene und Abendmahl spielen.

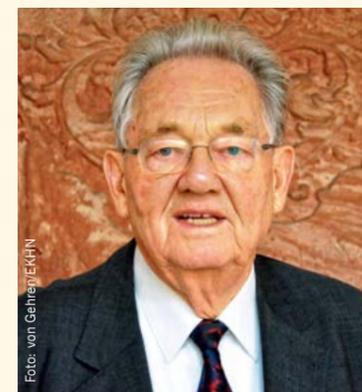
Suche Frieden

Katholikentag lädt vom 9. bis 13. Mai nach Münster ein

Unter dem Leitwort „Suche Frieden“ veranstalten das Zentralkomitee der Katholiken (ZdK) und das Bistum Münster als gastgebende Diözese vom 9. bis 13. Mai 2018 den 101. Deutschen Katholikentag in Münster. Mehr als 1000 Veranstaltungen wird es geben: Höhepunkte sind Großkonzerte, unter anderem mit Götz Alsmann und den „Alten Bekannten“ – die viele noch als Wise Guys kennen. Aber auch zu den großen Gottesdiensten an Christi Himmelfahrt und zum Abschluss werden Zehntausende in Münster erwartet. Teilnehmende können sich außerdem auf eine Nacht der Lichter von Taizé und auf Podiumsdiskussionen, beispielsweise mit dem Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier, freuen. Und auch der kolumbianische Präsident und Friedensnobelpreisträger Juan Manuel Santos wird erwartet. Eckart von Hirschhausen tritt bei verschiedenen Veranstaltungen auf, mehr als 4000 Sängerinnen und Sänger werden bei einem Konzert auf der Bühne stehen. Workshops, Beratungsangebote, Ausstellungen und ein Kabarettprogramm runden das Programm ab. katholikentag.de



Martin Stöhr verabschiedet



Mit großem Dank hat die Arbeitsgemeinschaft Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag auf ihrer Jahrestagung Gründungsmitglied Martin Stöhr verabschiedet. Der emeritierte Professor für Systematische Theologie an der Universität-Gesamthochschule Siegen und Ehrenpräsident des Internationalen Rats der Christen und Juden (ICCJ) ist einer der profiliertesten Vertreter der ökumenischen Theologie und des christlich-jüdischen Dialogs in Deutschland. Der ehemalige Direktor der Evangelischen Akademie Arnoldshain war langjähriger Vorsitzende der Martin-Niemöller-Stiftung und erhielt für seine Verdienste um das christlich-jüdische Gespräch 1983 die theologische Ehrendoktorwürde der Universität Heidelberg. 1984 ehrte ihn die Stadt Gießen mit der Hedwig-Burgheim-Medaille. 2016 erhielt Stöhr die Martin-Niemöller-Medaille der hessen-nassauischen Kirche. ag-juden-christen.de

Einladung zur Mitwirkung

Die Kreativen, die Musikerinnen, die Aussteller und Künstlerinnen sind ab Mitte April eingeladen, sich beim Kirchentag als Mitwirkende zu bewerben. Für die Bereiche „Gottesdienste“, „Markt der Möglichkeiten“, „Messe im Markt“, „Kinder und Jugend“ sowie „Kultur“ werden wieder viele engagierte Menschen gesucht. Über die Zulassung entscheiden ab Herbst ehrenamtliche Projektleitungen. Bewerbungsschluss ist der 30. September 2018, für die Messe im Markt der 30. November 2018. Die Anmeldung für Bläser- und Sängerkhören ist bis zum 15. Januar 2019 möglich. Alle weiteren Informationen für die aktive Beteiligung am nächsten Kirchentag in Dortmund sind im Internet abrufbar. kirchentag.de/mitwirken





Dialog auf Augenhöhe

1961 gründete sich die AG Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag. Über Entwicklungen und Herausforderungen für den christlich-jüdischen Dialog sprechen der ehemalige jüdische Vorsitzende der AG, Micha Brumlik, und Pfarrerin Aline Seel, Mitglied im Vorstand.

Der Kirchentag – Das Magazin: Sie gehören unterschiedlichen Generationen und Religionen an und beschäftigen sich beide intensiv mit dem jüdisch-christlichen Dialog – welche Motivation treibt Sie an?

Micha Brumlik: Eines meiner ersten Motive, mich mit dem Christentum und dem christlich-jüdischen Dialog zu beschäftigen, war der Umstand, dass der christliche Antijudaismus eine verheerende Rolle in der Geschichte des Abendlandes gespielt hat, mit gleitenden Übergängen in den modernen Antisemitismus. Ich habe mich mit dem Christentum beschäftigt, um es gleichsam zu entgiften von den antijüdischen, antisemitischen und antijudaistischen Vorurteilen.

Aline Seel: Ich habe einen Freiwilligendienst mit Aktion Sühnezeichen Friedensdienste gemacht und mit Holocaust-Überlebenden gearbeitet. Als ich begann, Theologie zu studieren, war ich erschrocken über die fehlende theologische Bearbeitung der Shoah. Das Christentum hatte versagt gegenüber dem Judentum als seiner Geschwisterreligion. Für mich wurde die Frage zentral, wie sich das Christentum ohne Gewalt und Abwertung auf das Judentum beziehen kann.

Micha Brumlik: Ich möchte das Stichwort „Geschwisterreligion“ aufgreifen. Früher hat man noch von Mutterreligion Judentum und Tochterreligion Christentum gesprochen, mittlerweile wissen wir, dass das religionshistorisch – nicht unbedingt theologisch – falsch ist. Es sind beides Religionen, die in der späten Antike entstanden sind und sich auf die hebräische Bibel beziehen.

Für mich war der christlich-jüdische Dialog wichtig, weil ich über ihn gelernt habe, die Evangelien und die Schriften des Neuen Testaments als Zeugnisse jüdischer Glaubensgeschichte kennenzulernen.

Wenn Sie an die Anfänge denken – wie hat sich der christlich-jüdische Dialog entwickelt?

Micha Brumlik: Mein Eindruck ist, dass die Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit im Wesentlichen – und das ist nicht abfällig gemeint – Honoratiorenveranstaltungen waren, in denen der gute Wille bekundet wurde. Das war wichtig, und wir sind dankbar dafür. Im Laufe der Zeit hat sich die Beziehung zwischen Juden und Christen religionshistorisch und theologisch jedoch vertieft. Heute ist der Dialog auch ein Aufruf zu Toleranz und Akzeptanz.

Aline Seel: Die historische Nähe der Verbrechen des Nationalsozialismus war in den Jahren nach 1945 deutlicher spürbar. Die existentielle Bedrohung des Judentums war viel präsenter und das Verschweigen der Mehrheitsgesellschaft war massiv. Hier hat sich vieles geändert. Doch es bleiben Kernthemen: Wie gehen wir um mit gewaltbelasteter Vergangenheit? Wie können wir als Christenmenschen eine lernende und dialogische Beziehung zum Judentum gewinnen? Darüber hinaus ist wichtig, dass die jüdische Gemeinschaft in Deutschland heute sehr plural ist. Viele Jüdinnen und Juden haben Lebensgeschichten, die sich von den direkten Nachkommen der Überlebenden stark unterscheiden, das verändert auch das Gespräch.

Wo steht der christlich-jüdische Dialog heute?

Micha Brumlik: Wir sind auf einem guten Wege der versöhnten Verschiedenheit. Ich glaube, es ist nicht möglich, sie letztlich zu überwinden, aber wenn man sich wechselseitig in Respekt und Akzeptanz wahrnimmt, ist das schon viel. Das passiert nicht nur in unserer Arbeitsgemeinschaft, sondern auch weltweit.

Aline Seel: In Deutschland wurde viel von den Landeskirchen angestoßen und es gibt viele Menschen, die sich für eine gute und bleibende Verbindung zum Judentum einsetzen. Doch klar ist auch, in Wissenschaft und Gemeinde gibt es noch viel zu tun. Wie kann eine nicht-antijüdische Schriftauslegung aussehen? Wie können wir Gottesdienste so feiern, dass sie das Judentum als Geschwisterreligion wahr- und ernstnehmen?

Wo sehen Sie die größten Herausforderungen?

Aline Seel: Es stellt sich die Frage, welche Rolle Religionen in einer säkularisierten Gesellschaft spielen? Jüdische und christliche Gemeinden stehen vor ähnlichen Fragen: Wie gestalten wir Gemeindeentwicklung? Wie gewinnen wir Nachwuchs? Wie können wir uns gemeinsam für eine Gesellschaft einsetzen, in der Menschen ohne Angst verschieden sein können.

Micha Brumlik: Darüber hinaus habe ich den Eindruck, dass das Interesse von Christen am Judentum größer ist als umgekehrt. Ich kenne, abgesehen von ein paar Spezialistinnen und Spezialisten, nicht viele Jüdinnen und Juden, die sich in besonderer Weise für das Christentum interessieren. Und auch in der Rabbinerausbildung ist das kein Thema – ob orthodox, liberal

Zur Person:

Aline Seel ist Pfarrerin in Entsendung am Institut Kirche und Judentum sowie in der Evangelischen Luisen-Kirchengemeinde in Berlin Charlottenburg. Sie war langjährige Mitarbeiterin bei Aktion Sühnezeichen Friedensdienste e.V. und ist Mitinitiatorin des Netzwerks antisemitismus- und rassistuskritische Religionspädagogik und Theologie.

oder konservativ. In Deutschland ist das ein Randthema oder nur in speziellen historischen Kursen zu finden.

Wie gewinnt man junge Menschen für das Thema?

Aline Seel

»

...

UNSER ZIEL IST ES, MEHR BEGEGNUNGSRÄUME ZWISCHEN DEN GENERATIONEN UND RELIGIONEN ZU SCHAFFEN.

...

«

Wir hatten zum Beispiel Stipendiatinnen und Stipendiaten des jüdischen Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks beim Kirchentag dabei. Die Neugier aufeinander war groß, gleichzeitig gab es auch viel Vorsicht und Abwehr gegenüber Zuschreibungen. Junge Jüdinnen und Juden wollen nicht als Repräsentanten des Judentums auf der Bühne stehen, sondern als Mitglieder einer vielfältigen Gemeinschaft. Gleiches gilt ja auch für Christinnen und Christen! Wir sind hier auf einem spannenden Weg und wichtig ist mir, den hiermit verbundenen Problemlagen nicht auszuweichen.

Micha Brumlik: Ich erlebe allerdings, dass der Zeitgeist ein anderer ist. Jüdinnen und Juden interessieren sich viel stärker für den Islam als das Christentum. Das hängt natürlich auch viel mit dem Israel-Palästina-Konflikt zusammen – da übt der Islam bei theologisch interessierten jungen Jüdinnen und Juden eine größere Faszination aus.



Wäre eine Erweiterung des Dialogs – also jüdisch-christlich-muslimisch – vorstellbar?

Micha Brumlik: Ich bin absolut dafür, wobei man darauf achten muss, dass das eine das andere nicht ersetzt. Und das scheint mir gegenwärtig so ein bisschen der Trend zu sein. Ich bin sehr für eine dialogische Beziehung, aber diese kann den Dialog zwischen Judentum und Christentum nicht ablösen.

Aline Seel: Das sehe ich ähnlich. Denn es gibt so viel in unserem Gespräch, das noch nicht abgearbeitet ist und noch zu entdecken gilt. Der schon erwähnte Paradigmenwechsel von Mutter- zu Geschwisterreligion. Außerdem: wie kann eine Christologie aussehen, die Jesus als Juden wirklich wahr- und ernstnimmt? Als Religionen stehen wir bleibend nah am Abgrund einer gewaltbelasteten Vergangenheit. Damit sensibel und theologisch verantwortlich umzugehen, das bleibt eine Aufgabe. Das sind Themen, die unsere Arbeit in der Arbeitsgemeinschaft prägen.

Woran arbeitet die AG zurzeit?

Aline Seel: Uns geht es um einen Dialog auf Augenhöhe. Wir entwickeln kreative Formate, die neue Blickwinkel auf Themen ermöglichen. In Berlin haben wir eine Veranstaltung gehabt mit dem Titel: „Juden fragen Christen“. Da wurden die Rollen getauscht und Christinnen und Christen mussten Rede und Antwort stehen zu Fragen an ihre Religion und Glaubenspraxis. Verändert hat sich auch unsere Öffentlichkeitsarbeit, wir sind offensiver geworden, haben eine neue Internetseite, gehen nach außen und versuchen, das Gespräch aus seiner Nische rauszuholen. Der Dialog braucht zwar nach wie vor einen großen Schutzraum, aber wir möchten den christlich-jüdischen Dialog weiter öffnen.

Micha Brumlik: »

»
...
**WIR VERSTEHEN UNS ALS
LOBBYGRUPPE. DAHER IST
ES UNS EIN ANLIEGEN, DASS DER
JÜDISCH-CHRISTLICHE DIALOG
IN DIE GRUNDAUSBILDUNG
EVANGELISCHER THEOLOGINNEN
UND THEOLOGEN AUFGENOMMEN
WIRD.**

...
«

Da drängen wir sehr stark drauf. In einem Projekt der AG wurden dazu Curricula des Theologiestudiums für Pfarramt und Lehramt in Bezug auf jüdische und/oder

jüdisch-christliche Lehrinhalte analysiert. Da gibt es großen Nachholbedarf.

Welche Themen stehen an – auch im Hinblick auf den Kirchentag in Dortmund?

Aline Seel: Auf unserer Agenda steht die Identitätsfrage. Was heißt das eigentlich, wenn wir denn Geschwister sind? Also wie jüdisch ist christlich und wie christlich ist jüdisch? Gibt es da eine produktive Identitätskonfusion der Religionen? Das ist im Hinblick auf die Nationalisierung Europas ein gesamtgesellschaftliches Thema. Nationale Identitätskonstruktionen werden durch den Rechtspopulismus befördert. Dazu haben wir jüdisch-christlich etwas zu sagen. Das gilt auch für Fragen der Migrationsgesellschaft. Ich glaube, das interreligiöse Gespräch hat eine gesellschaftliche Verantwortung, sich gegen hermetische Identitätskonstruktionen von Volk, Kultur, Nation und Religion zu wehren und Alternativen zu leben.

Micha Brumlik: Mich interessiert der Grundsatz unserer Verfassung, das Grundgesetz, die Würde des Menschen. Es gibt christliche Konservative, die darin das zentrale Thema des Christentums sehen, der Gottes Ebenbildlichkeit. Aber das ist so nicht ganz richtig. Die Gottes Ebenbildlichkeit wurzelt in der hebräischen Bibel. Das rabbinische Judentum ist schon sehr früh zu entsprechenden Formulierungen bezüglich der Würde des einzelnen Menschen als eines Abbildes Gottes gekommen. Das ist ein Thema, dem wir uns auch in politischer Hinsicht nähern müssen. Da hat das Judentum viel einzubringen.

Aline Seel: Ein zentrales Thema ist auch der Antisemitismus, der immer enthemmter spürbar ist.

Wie erleben Sie den Antisemitismus in Deutschland?

Micha Brumlik: Der öffentlich geäußerte Antisemitismus tritt oft als sogenannter israelbezogener Antisemitismus, in der Kritik am Staat Israel, zutage. Aber schaut man ein Stockwerk tiefer oder direkt ins Internet, dann hat man jede Menge alten rassistischen, verschwörungstheoretischen Antisemitismus, der den Staat Israel nicht braucht. Ich glaube zwar nicht, dass der Antisemitismus quantitativ in Deutschland zugenommen hat. Aber wie und unter welchen Umständen dieser dann in Gewalt mündet, das ist eine andere Frage. Ich nehme wahr, dass nicht wenige, vor allem junge muslimische Männer sich entsprechend äußern und keineswegs nur israelbezogen. Darüber darf man aber nie vergessen, dass der gemessene Antisemitismus in der deutschen Bevölkerung insgesamt keineswegs geringer ist.

Aline Seel: Ich glaube, die Menschen, die sich schon länger mit Antisemitismus beschäftigen, die sind vielleicht



Zur Person:

Prof. Dr. Micha Brumlik war Professor am Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft der Goethe-Universität Frankfurt und ist seit Oktober 2013 Senior Advisor am Zentrum Jüdische Studien Berlin-Brandenburg. Von 2000 bis 2005 leitete er das Fritz-Bauer-Institut Frankfurt am Main, das Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte und Wirkung des Holocaust. Als Publizist und Autor veröffentlichte er Sachbücher, Essays und Artikel zur Geschichte des Judentums und zeitgenössischen jüdischen Themen.

dings muss das sorgfältig vorbereitet und nachbereitet werden. Und man sollte nicht den Eindruck entstehen lassen, dass das ein Dauerthema ist – lieber einmal intensiv und gründlich. Auch der Kontakt zu Zeitzeugen ist wichtig. Es muss jedenfalls effektiv verdeutlicht werden, dass im Holocaust das höchste Prinzip unserer Verfassung, die Würde des Menschen, in einer bis dahin nicht vorstellbaren Weise verletzt worden ist.

Aline Seel: Ich glaube auch, dass frühkindliche interreligiöse Bildung enorm wichtig ist. Schon früh müssen Stereotypen durchbrochen werden.

Ein Blick in die Zukunft: Was wünschen Sie sich für das christlich-jüdische Gespräch und die AG?

Micha Brumlik: Für die AG wünsche ich mir, dass es uns gelingt, dass Einführungen in das Judentum ein verpflichtendes und prüfungsrelevantes Thema für künftige Pfarrerinnen und Pfarrer werden. Und dass wir noch mehr jüngere Mitglieder für unsere AG gewinnen können. Allgemein bin ich gespannt, ob und wie sich Judentum, Christentum und Islam als europäische Religionen verstehen werden.

Aline Seel: Als Christin wünsche ich mir, dass wir mehr Geschwisterlichkeit leben, in dem Sinne: Wenn das Judentum verletzt wird, werde auch ich verletzt. Überhaupt sollten wir berührt werden, insgesamt, die Kirche und der Kirchentag.

Jüdisch-christlicher Thinktank

1961 gegründet, hat sich die AG Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag zu einem Thinktank für jüdisch-christliche Gespräche in Deutschland entwickelt. Sie setzt Impulse über den Kirchentag hinaus für eine neue Verständigung zwischen Juden und Christen. Auf den Kirchentagen gestaltet sie maßgeblich das Zentrum „Juden und Christen“ mit verschiedensten Veranstaltungen, Vorträgen, Podiumsdiskussionen, Lesungen und Ausstellungen. ag-juden-christen.de

Interviewerin: Britta Jagusch ist Redakteurin des Magazins „Der Kirchentag“ und arbeitet als Journalistin in Frankfurt am Main.



Eine Herzensangelegenheit! Zur Gala „50 Jahre christlich-jüdischer Dialog“ hatte das Zentrum Juden und Christen auf dem Kirchentag in Dresden 2011 eingeladen – im Gespräch: Avi Primor, ehemaliger israelischer Botschafter (2. v. l.) und Kirchentagspräsidentin Katrin Göring-Eckardt (2. v. r.).

Gemeinsam in Verschiedenheit

Eine politisch-theologische Perspektive auf das christlich-jüdische Gespräch. *Martin Stöhr*

Nach dem Stand der christlich-jüdischen Gespräche zu fragen heißt an die Ausgangspunkte zu erinnern, die politisch und theologisch zu bedenken sind: den Versuch, das europäische Judentum zu vernichten, den Beitrag des theologischen Antijudaismus zum Judenhass sowie – positiv – die Existenz des Staates Israel.

Zwischen Vergessen und Aufklärung

In Berlin 1961 arbeiten Juden mit Christen erstmals gleichberechtigt in einem interreligiösen, öffentlichen Diskurs auf dem Kirchentag. Er ist asymmetrisch. Die Minderheit der überlebenden Juden reist aus ihrem Exil an und kommt in eine Mehrheitsgesellschaft, in der lieber

vergessen als aufgeklärt wird. Es gab wenige Widerständige. Was trieb sie an? Es wird wissen-

Zum Autor: Prof. em. Martin Stöhr lehrte Theologie an der Universität Siegen und war zuvor Leiter der Evangelischen Akademie Arnoldshain. Er ist ehrenamtlich engagiert in Gremien des jüdisch-christlichen Dialogs und der Ökumene.

schaftlich und mit Zeitzeugen gefragt, wie und warum die Kirchen mit allen gesellschaftlichen Organisationen sowie die meisten Christen und Nichtchristen abseits standen, als die jüdischen Gemeinden und ihre Gotteshäuser zerstört wurden. Die demokratische Verfassung der Weimarer Republik mit Menschenrechten, Gerechtigkeit und Freiheit fand wenig Verteidiger, während Antisemitismus und Nationalismus mit Befürwortern und sie verstärkenden Gleichgültigen rechnen konnten.

Nie wieder ...

Anfangs stellte sich pädagogisch und politisch die Frage, ob und was aus den Verbrechen der Vergangenheit zu lernen ist. Der Satz „Nie wieder“ sagt heutigen Generationen nach Shoah und Krieg wenig bis nichts. Politisches und gesellschaftliches Engagement, Einüben von Kritik und Selbstkritik gehören dazu, gerade wenn Antisemitismus, Islamophobie und Antiziganismus wachsen. Es wird gefragt, wie ethische Verantwortung in und von großen und kleinen Organisationen wahrzunehmen ist. Und das in einer Welt, die immer stärker vernetzt ist, deren Wissen sich rasant vermehrt, während das Gewissen Einzelner und von Institutionen sowie eine Ethik zu Gerechtigkeit und Verantwortung, Freiheit und Frieden leicht ins Hintertreffen geraten.

Aufarbeitung notwendig

Das allzu leicht gebrauchte Wort vom „gemeinsamen jüdisch-christlichen Erbe“ beschwört etwas, was es hierzulande kaum gab. Und es darf nicht als Bollwerk gegen Islam und Säkularismus in Stellung gebracht werden. Zu den Schwierigkeiten des heutigen Dialogs gehört, dass unsere Gesellschaft und viele ihrer Institutionen gespalten sind. Blockiert die Bildung von einem „Pro-Israel-Lager“ und einem „Pro-Palästina-Lager“ die notwendige öffentliche Debatte? Stimmt die Meinung, in der historischen, theologischen und pädagogischen Arbeit der letzten Jahrzehnte seien die Fehlentwicklungen in den deutsch-jüdischen und christlich-jüdischen Beziehungen

durch Medien, Fakultäten und gesellschaftliche Gruppen aufgearbeitet? Jetzt gehe es vorrangig um den Islam!

Noch immer ist eine unhaltbare Geschichtsideologie zur Religions- und Kirchengeschichte aufzuarbeiten. Nach ihr hat die Kirche als das „neue“ oder „wahre“ Israel das jüdische Volk als Gottes Zeuge abgelöst, weil das jüdische Volk Jesus als Messias abgelehnt habe. Deshalb sei es enterbt und die „Tochter“ Kirche an die Stelle der „Mutter“ Israel getreten. Beide jedoch sind Geschwister auf Augenhöhe, weil sie auf dem Grund der gemeinsamen, wenn auch unterschiedlich gelesenen Hebräischen Bibel leben.

Jesus bleibt Jude

Der Jude Jesus hatte wie die Urchristenheit keine andere Heilige Schrift. Er ist mit seinem Sterben und Leben und mit seiner Botschaft keineswegs im Gegensatz zum Judentum zu definieren. Er verließ seine jüdische Gemeinde nie, rang in ihr und mit ihr um das rechte Verständnis der Bibel. Das „Ich aber sage euch ...“ in der Bergpredigt ist keine Antithese zum Alten Testament, sondern seine Auslegung. Wird das vergessen, werden die jüdische Bibel, also auch der größte Teil der christlichen Bibel, wie das Judentum zu bloßen Vorgeschichten des Christusgeschehens. Dabei steht für Israel wie für die Kirche die Vollendung des Gottesreiches, für die Christen die Wiederkehr des Christus aus. Der christliche Glaube an Jesus als den Messias unterscheidet Juden und Christen, schafft aber weder eine christliche Überlegenheit noch ein jüdisches Defizit.

Vielfalt christlicher Konfessionen

Am Anfang der christlichen Lehrentwicklung stehen viele Christologien, nicht eine. Die Vielfalt der christlichen Konfessionen verdankt sich nicht den Abspaltungen von einem einst einheitlichen Urbekenntnis als vielmehr den unterschiedlichen Akzentsetzungen der neutestamentlichen Autoren sowie den Einflüssen unterschiedlicher sozialer, kultureller oder staatlicher Kontexte und Epochen. Paulus schreibt zwei Generationen vor dem Zeitdiagnostiker und Apokalyptiker Johannes oder dem Ethiker Jakobus. Die Evangelien sind nicht jeweils aus einem Guss geschrieben, sondern Materialsammlungen, die auf „Augenzeugen und Diener des Wortes“ (Luk 1,4) zurückgehen. Werden die Worte der Bibel als „Dogmen“ fixiert, sind sie gleichsam „zerreißfeste Weltanschauungen“ (Robert Musil) oder Erlasse irgendeiner „Hauptverwaltung ewiger Wahrheiten“ (Robert Havemann), leblos, aber lebensgefährlich.

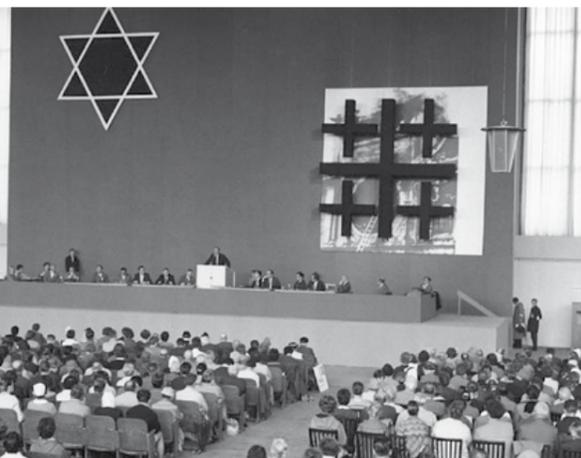
Im lebendigen Gespräch bleiben

Die Texte der Bibel stammen aus tausend Jahren, entfalten sich, enthalten Widersprüche, setzen in neuen Situationen und anderen Zeiten neue Schwerpunkte. Kirche und Israel sind in einem lebendigen Gespräch mit und über Gott und die Welt unterwegs. Wie – darüber geht in der rabbinischen Literatur wie bei den Kirchenvätern eine lebendige Diskussion. Wege zu Gottes Wahrheit verfügen nicht über sie, aber sie ist als „Stückwerk“ (so Paulus 1 Kor 13) zu erkennen. Erst ein Staatskirchentum nach Konstantin verlangt im Imperium Romanum eine einheitliche Lehre.

Positive Wende

Am 10.9.2000 spricht in der „New York Times“ ein Aufruf vieler jüdischer Wissenschaftler und Rabbiner von einer dramatischen und positiven Wende in den christlich-jüdischen Beziehungen – nach „2000 Jahren, in denen das Judentum als Vorläufer-Religion des Christentums“ nur wahrgenommen wurde. Vielleicht beschreibt das einige Schritte auf dem Weg, den der russische Religionsphilosoph Wladimir Solovjov um 1900 in seiner „Erzählung vom Antichrist“ für das Ende der Tage visionär sieht (nach Micha 4,1-5): Die Völker der Welt ziehen gemeinsam, aber in Konfessionen unterschieden nach Jerusalem, dem Zentrum des jüdischen Volkes.

Sie werden jeweils angeführt von einem Patriarchen Johannes, einem Papst Petrus und einem Professor Pauli. Solovjov sieht orthodoxe Theologie und Kirche repräsentiert durch „Johannes“, das heißt die neutestamentlichen Schriften, die seinen Namen tragen. Petrus, als erster Inhaber des römischen Bischofssitzes, vertritt die römischen Katholiken. Für die Protestanten steht der Apostel Paulus, dessen Theologie die Reformation und ihre Wirkungsgeschichte weitgehend prägen.



Geburtsstunde der AG Juden und Christen – der Kirchentag in West-Berlin 1961.

Messianisch hoffen beide. Der Ruf zur Umkehr im Alltag durch Johannes den Täufer und durch Jesus angesichts des nahen Gottesreiches ist ein biblisch-prophetischer Ruf „heute, so ihr seine Stimme hört“ (Ps 95,7; Hebr 3,7.15). Eine Kernfrage muss beantwortet werden: Wie können Christen sich zu Jesus, dem Messias, dem Christus mit guten biblischen Gründen bekennen, ohne den jüdischen Glauben als defizitär abzuwerten?



Versöhnung statt Rache

Der Parents Circle verbindet Israelis und Palästinenser, die Kinder oder nahe Angehörige bei gewaltsamen Auseinandersetzungen ihrer Völker verloren haben. **Hanna Lehming**

Es ist Freitagmorgen in Jerusalem. Benny ist einer von neun jüdischen Israelis, die in einem Seminarraum des Holocaust-Museums Yad Vashem auf ihre palästinensischen Freundinnen und Freunde warten. Sie wollen

Zur Autorin: Hanna Lehming ist Pastorin im Nahost-Referat des Zentrums für Mission und Ökumene – Nordkirche-Weltweit.

gemeinsam die Ausstellung über den Völkermord an den europäischen Juden besuchen. Zuletzt waren sie gemeinsam in Lifta, einem im 1948er-Krieg zerstörten arabischen Dorf. Dort setzten sie sich mit dem palästinensischen Trauma der Vertreibung auseinander.

Doch wenn Israelis mit Palästinensern aus den besetzten palästinensischen Gebieten zusammenkommen wollen, ist Geduld gefragt. Fast nie geht es glatt. Für jedes Treffen in Israel brauchen die Palästinenser eine Ausreisegenehmigung. Die Beantragung dauert, und auch wenn sie da ist, weiß man nicht, wie die Situation

an den Checkpoints gerade aussieht, die Israel von Palästina trennen. Heute hat das Warten „nur“ eine Stunde gedauert. Dann rollt der Kleinbus aus der Westbank um die Ecke.

Es gibt keine Normalität

Es gibt keine Normalität im Leben von Palästinensern. Und es gibt keine Normalität in der Begegnung von Israelis und Palästinensern. Angesichts des andauernden Konflikts und der Allgegenwart der Besatzung verweigert mittlerweile die große Mehrheit der Palästinenser jeden Dialog mit Israelis. Kontakte mit Israelis, so die Begründung, gaukelten eine Normalität vor, die in der Wirklichkeit nicht existiere. Wer sie trotzdem für wichtig und sinnvoll hält, muss damit rechnen, als Verräter angesehen zu werden. Auch in Israel verschärft sich der Ton. Wer für Dialog und Gerechtigkeit eintritt, muss mit offenen Anfeindungen rechnen.

Trauer verbindet

Die Israelis und Palästinenser, die sich an diesem Morgen in Jerusalem treffen, verbindet die Grundüberzeugung: „Wir müssen miteinander reden!“ Und sie verbindet noch etwas: ein großer Schmerz. Sie alle haben Kinder oder nahe Angehörige durch den Konflikt zwischen ihren Völkern verloren. Sie sind Teil des Parents Circle – Families Forum, in dem sich rund 600 israelische und palästinensische Familienangehörige mit ähnlichen Schicksalen zusammengeschlossen haben. Statt weiteres Blutvergießen wollen sie sensibilisieren, dass es auch in den verfeindeten Lagern Menschen mit Trauer und Ängsten aber auch Versöhnungsbereitschaft gibt. Gemeinsam setzen sie sich in Israel und in den palästinensischen Gebieten aktiv für Gewaltlosigkeit und den Dialog ein.

Ahmed fuhr eines Abends mit seiner Familie durch Bethlehem, als ein Scharfschütze des israelischen Militärs auf sein Auto zielte. Seine achtjährige Tochter Najla war sofort tot. Der Attentäter, auf den der Scharfschütze gewartet hatte, fuhr dieselbe Automarke wie Ahmed. Ahmeds Leben brach zusammen. Dann erhielt er einen Anruf: „Darf ich Sie besuchen?“, fragte der Anrufer aus Israel auf Englisch. „Ich habe auch eine Tochter verloren.“ Ahmed sprach mit seiner Frau und dachte lange nach. „Ich hatte Angst“, sagte er. „Wie kann ich einen Israeli in meinem Haus empfangen? Ein Israeli hat meine Tochter erschossen.“ Und dann sagte er dennoch zu.

Erste Schritte

So fing alles an, und es begann mit einer großen Erschütterung. Ahmed und seine Frau hatten beim ersten Treffen leise angefangen, von der Tötung ihrer Tochter zu erzählen. „Plötzlich sah ich Tränen in Bennys Augen, ich spürte seinen Schmerz – er weinte um seine Tochter und um meine“, erzählt Ahmed. „Das hat mich erschüttert.“ Der Tod wartete auf Shira, Bennys Tochter, als sie in der Stadt Buntstifte einkaufen wollte. Zufällig kam sie mit ihren Freundinnen in dem Moment an einem Café vorbei, als sich dort ein palästinensischer Attentäter in die Luft sprengte. Shira war sofort tot. Najla und Shira wurden nur acht Jahre alt. Ihre Väter verbindet heute mehr miteinander als mit manchen ihrer israelischen oder palästinensischen Freunde.

Begegnungen ermöglichen

„It will not stop until we talk!“ – „Die Gewalt wird nicht aufhören, bis wir anfangen, miteinander zu reden!“, lautet das Motto des Parents Circle – Families Forum, der sich besonders in der Kinder- und Jugendarbeit engagiert. Mit jeweils zwei Mitgliedern – immer einem palästinensischen und einem israelischen – geht die Organisation in Schulen. Benny und Ahmed sind eins der Teams, die regelmäßig mit Schülerinnen und Schülern der Abschlussklassen reden. „Ich habe vorher noch nie einen

Palästinenser getroffen“, schrieb die Schülerin Mira anschließend an den Parents Circle, „aber dieses Treffen hat mir die Augen geöffnet: Wir müssen auch ihre Perspektive kennenlernen und nicht immer nur unsere sehen.“ Von einem „crack in my mind“ – einem „Durchbruch im Bewusstsein“ – sprach ein anderer Schüler.

In der gegenwärtigen politischen Realität treffen sich Israelis und Palästinenser fast nicht mehr. Vor allem die jungen Leute beider Völker lernen sich nicht mehr kennen. Um noch mehr junge Menschen zu erreichen, als über die Schulbesuche möglich ist, hat der Parents Circle ein Online-Projekt initiiert. Auf einer Facebook-Seite namens „Crack in the Wall“ können Interessierte in ihrer eigenen Sprache zu Wort kommen, für die andere Seite werden die Zeilen übersetzt. Zur Community gehören bereits 34.000 Nutzerinnen und Nutzer.

Friedensbotschaft gegen Verzweiflung

„In unseren beiden Gesellschaften erfahren Menschen, die Angehörige verloren haben, großen Respekt“, schreibt Benny im Jahresbericht des Parents Circle. „Diese Wertschätzung und unsere toten Kinder verpflichten uns, für die Zukunft unserer Völker zu arbeiten.“ Immer wieder betonen die Mitglieder der Organisation: „Wenn wir miteinander reden können, die wir das Schlimmste erlebt haben, dann kann es jeder.“ Sie ziehen daraus vor allem den Schluss, mit ihrer Botschaft an die Öffentlichkeit zu gehen, es nicht zuzulassen, dass die Menschen in ihren Gesellschaften sich mit dieser Situation arrangieren, verzweifeln und verrohen.

Während des letzten Krieges im Gazastreifen hatte der Parents Circle im Sommer 2014 über viele Wochen ein „Friedenszelt“ in Tel Aviv aufgebaut. Mitglieder – Palästinenser und Israelis – diskutierten dort jeden Tag mit Passanten. Die Stimmung im Land war aufgeheizt, und manche Gespräche wären eine echte Herausforderung. Aber die Mitglieder sind überzeugt: „Wir haben keine Wahl. Die Gewalt wird nur aufhören, wenn wir miteinander reden!“

www.theparentscircle.com

Spendenkonto:

Zentrum Mission und Ökumene
IBAN: DE77 5206 0410 0000 1113 33
BIC: GENODEF1EK1 (Evangelische Bank)
Stichwort: „Projekt 4009, Parents Circle“
(Stichwort bitte unbedingt angeben)



Zur Person:
Zwi Rappoport ist stellvertreter Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Westfalen-Lippe und Vorstandsmitglied der jüdischen Kultusgemeinde Groß-Dortmund.

Zwi Rappoport und seine Ehefrau bei der Chanukah-Feier im Dezember 2017 in der jüdischen Gemeinde Dortmund.

Plädoyer für Toleranz und Respekt!

Wie gestaltet sich jüdisches Leben in Deutschland heute? Fünf Fragen an Zwi Rappoport, stellvertretender Vorsitzender des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden von Westfalen-Lippe.



Wie erleben Sie im Landesverband die aktuellen Entwicklungen innerhalb der jüdischen Gemeinden?

Unsere Mitglieder beobachten die aktuellen politischen Entwicklungen mit großer Sorge. Insbesondere die Erfolge der Populisten in ganz Europa, aber auch die Bedrohung durch die islamistische Gewalt empfinden sie als eine Gefahr für unsere Demokratie. Ohne Toleranz und Respekt vor dem Anderen ist ein friedliches Zusammenleben nicht zu verwirklichen.



Die jüdische Gemeinde in Dortmund ist die sechstgrößte in Deutschland. Wie gestaltet sich das jüdische Leben in der Ruhrmetropole?

Die jüdische Gemeinde Dortmund ist heute eine lebendige, aktive Gemeinde. Im Jahre 1989 hatte sie gerade noch 300 Mitglieder und war vom Aussterben bedroht. Durch die Entscheidung der damaligen Bundesregierung, Juden aus der ehemaligen Sowjetunion als sogenannte Kontingentflüchtlinge nach Deutschland einreisen zu lassen, wuchs die Mitgliederzahl der Gemeinde innerhalb kürzester Zeit auf fast 4000 Mitglieder an.

Dies bedeutete für die Gemeinde eine große Herausforderung, denn es mussten Strukturen geschaffen werden, um die Neuankömmlinge hier heimisch werden zu lassen. Auf diese von der Öffentlichkeit kaum beachtete Integrationsleistung sind wir und alle anderen jüdischen Gemeinden in Deutschland sehr stolz.

Leider ist die Zahl unserer Mitglieder inzwischen unter 3000 gesunken. Ursache der geringeren Mitgliederzahl ist einerseits der Umstand, dass die Möglichkeit der Zuwanderung seit 2005 drastisch begrenzt worden ist, und andererseits, dass die Gemeinde einen hohen Altersdurchschnitt hat.



Ein zunehmender Antisemitismus ist nicht nur bundesweit, sondern auch konkret in Dortmund spürbar – was muss getan werden?

Es trifft leider zu, dass auch Mitglieder der jüdischen Gemeinde, sei es in der Schule, sei es im Berufsleben, vermehrt Erfahrungen von Hass und Bedrohung erleben. Unsere Gemeinde wird rund um die Uhr von der Polizei und einem eigenen Sicherheitsdienst überwacht. Ich mache mir Sorgen um die Kinder und Jugendlichen, die in einer solchen nicht normalen Situation aufwachsen müssen.

Der Grad des Antisemitismus sagt viel über den demokratischen Zustand einer Gesellschaft aus. Es ist daher eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe aller demokratischen Kräfte, gegen jede Art von Juden Hass die Stimme zu erheben und die Werte der jüdisch-christlichen Zivilisation durchzusetzen.



Brauchen wir eine andere Erinnerungskultur?

Die Frage nach einer zeitgemäßen Erinnerungskultur ist heute wichtiger denn je. Offensichtlich haben die bisherigen ritualisierten Formen des Gedenkens nicht ausgereicht, um Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit entscheidend zu schwächen. Ich bin ziemlich ratlos, wenn ich sehe, wie sich eine Schlusstrichmentalität in der Mitte der Gesellschaft breitmacht. Vielleicht brauchen wir eine bessere Ausbildung der Multiplikatoren, insbesondere der Lehrer, vielleicht helfen gut vorbereitete Besuche in Gedenkstätten, um Empathie zu wecken.



2019 kommt der Kirchentag nach Dortmund, was wünschen Sie sich vom Kirchentag?

Vom Kirchentag wünsche ich mir: mehr Empathie für den Staat Israel. Israel ist nicht irgendein Staat im Nahen Osten. Es ist die Heimat der Überlebenden des Holocausts und ihrer Nachfahren. Und die meisten Juden in der Diaspora sehen in Israel, unabhängig davon, wie sie zu der jeweiligen Regierungspolitik stehen, eine zweite Heimat oder mindestens eine Zufluchtsstätte. Vor diesem Hintergrund wünsche ich mir, auch von manchen evangelischen Kreisen, mehr Sensibilität und Verständnis.

Zum Autor: Prof. Dr. Frederek Musall ist Professor für Jüdische Philosophie und Geistesgeschichte an der Hochschule für Jüdische Studien in Heidelberg, deren stellvertretender Rektor er ist. Er ist u.a. im Vorstand der AG Juden und Christen beim Deutschen Evangelischen Kirchentag und im Steering Committee des International Abrahamic Forum des International Council for Christians and Jews (ICCJ) aktiv.

Neue Gesprächsräume gestalten

Ein persönlicher Blick auf den Kirchentag in Berlin. Frederek Musall

Ich muss gestehen, dass ich froh war, als er endlich vorbei war, der Berliner Kirchentag 2017. Fünf vollgepackte Tage ließen mir nur wenig Raum für Rückzug, zur Atempause, zum Nachdenken – geschweige denn Schlaf. Meine Kirchentagsmüdigkeit resultierte wohlmöglich auch daraus, dass ich unter ganz anderen Voraussetzungen angereist war: Vielen Christinnen und Christen bietet der Kirchentag zahlreiche Angebote, um spirituell aufzutanken; er eröffnet unterschiedliche Begegnungsebenen und Gesprächsräume, um sich auszutauschen und das eigene christliche Selbstverständnis artikulieren zu können.

Allerdings war ich weder auf der Suche nach dem einen noch nach dem anderen. Und vielleicht fühlte ich mich deshalb auch oft fremd und befremdet im orangefarbenen Taumel, nicht zuletzt weil meine eigene religiöse Musikalität dann doch so ziemlich auf das Judentum in all seiner Vielfalt beschränkt ist. Aber wenn alles wirkliche Leben Begegnung ist, wie Martin Buber schreibt, gilt es dann nicht gerade aus der Behaglichkeit der eigenen Komfortzone herauszutreten und die Begegnung bewusst zu suchen?

Begegnung ist schließlich nicht der Schritt weg von mir, sondern der auf den Anderen zu.

Was mich motiviert an diesem Aufeinander-Zugehen und der gemeinsamen Auseinandersetzung ist ein Nachdenken darüber, wie ein jüdisch-christliches Gespräch auf Augenhöhe stattfinden und gelingen kann; einer Augenhöhe, die durch mehr getragen wird als durch geistige Trittleitern oder Kniebeugen. Denn es geht nicht nur um das theologische Verhältnis von Judentum und Christentum, sondern eben auch darum, wie wir uns angesichts bestehender und nur schwer zu überwindender Asymmetrien im gesamtgesellschaftlichen Kontext begegnen können und wollen. Das ist in der Praxis jedoch einfacher gesagt als getan, gerade wenn unterschiedliche Erwartungshorizonte aufeinandertreffen.

Der Versuch, sich dem ständig als Jude oder Jüdin – als der oder die Andere – markiert zu werden zu entziehen, ging in der gemeinsamen Bibelarbeit mit meinem Heidelberger Kollegen Jonas Leipziger jedenfalls gründlich schief, da ein Großteil des Publikums die entsprechenden Markierungen erwartete und gar einforderte. Aber werde ich nicht dadurch auf mein Jüdischsein reduziert, in meiner Identität essenzialisiert? Kann und soll es wirklich darum gehen, vorgegebene Rolle zu repräsentieren und zu vertreten, anstatt sich als Personen mit komplexen Bezugssystemen in einem gemeinsamen Reflexionsprozess auszutauschen?

Ich glaube, mir ist erst im Erleben des Kirchentages bewusst geworden, wie sehr das jüdisch-christliche Gespräch geprägt ist von unterschiedlichen Begehren, Wünschen und Erwartungshaltungen, die nicht immer einfach aufzufangen und aufzugreifen sind. Umso wichtiger erscheint es mir, in der Bewusstmachung dieser Momente neue Gesprächsräume für gemeinsame Aushandlungsprozesse zu gestalten. Vor allem da sich bezüglich der jüdischen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner hierzulande etwas Grundlegendes verändert hat.

Es existiert nun eine jüdische Gemeinschaft in Deutschland, die – wenn auch nicht immer unter einfachen Bedingungen – ihr Selbstverständnis bewusst und offen lebt, und die sich plural und polyphon artikuliert. Aber eben auf eine andere Art und Weise als in den jüdischen Zentren in Nordamerika und Israel. Das kann durchaus irritieren: Bei manchen Christinnen und Christen, denen ich auf dem Kirchentag begegnete, spürte ich die Sehnsucht nach einer vermeintlichen jüdischen Authentizität, die jedoch aufgrund ihrer persönlichen Befindlichkeiten, Standpunkte und Projektionen ebenso unreflektiert wie schnell in stereotype Zuschreibungen abdriftete.

Aber Begegnung sollte niemals von Gewissheiten über sich und den oder die Andere bestimmt sein. Vielmehr erfordert sie den Mut, die eigenen Ungewissheiten auszuhalten.

Ziel der Begegnung sollte sein, dass ein jeder oder jede für sich etwas in der Begegnung entdecken kann, was er oder sie mit dem Eigenen in Verbindung zu bringen vermag. Das heißt: wenn wir a.) in Auseinandersetzung mit unseren eigenen Grundlagen, aber b.) verbunden durch die Auseinandersetzung mit denen der anderen c.) die eigene Position deutlich machen können, was es d.) dem oder der anderen ermöglicht etwas für sein oder ihr Verstehen – über uns, aber auch über sich selbst – zu gewinnen. Deshalb sollte es im jüdisch-christlichen Gespräch nicht primär um Hauptwörter gehen, das heißt um Judentum oder Christentum, sondern um die Mannigfaltigkeit der daran teilnehmenden Personen.

Das jüdisch-christliche Gespräch ist dynamisch, es verändert sich ständig, und entsprechend müssen auch die Fragen nach dem, was uns verbindet und was uns trennt, was uns gemeinsam angeht oder aber was wir unabhängig voneinander verhandeln müssen, immer neu gestellt werden. Aber wir müssen auch verstehen, dass bestimmte Diskurse, die wir führen, zwar oftmals verbunden, aber nicht immer identisch für alle Beteiligten sind: Beispielsweise ist Antisemitismus zu definieren nicht das Gleiche, wie ihn zu erfahren. Auch ist Jüdischsein für viele Jüdinnen und Juden nicht gleichbedeutend mit einer religiösen Selbstverortung.

Was ich aus Berlin mitgenommen habe, sind zahlreiche Anregungen, mit neuen Formaten und Themen zu experimentieren, die neben der Vielschichtigkeit jüdisch-christlicher Gesprächsräume eben auch die jüdische Vielfalt und Lebenswirklichkeit in Deutschland zum Ausdruck bringen und zu Wort kommen lassen.

Das heißt, es muss nicht immer um theologische Fragestellungen und Zusammenhänge gehen. Was uns verbindet, ist auch die Suche nach dem, wer wir sind in der modernen Lebenswelt; nach einer Identität, die keine Angst vor Komplexität haben und sich nicht auf Identitäres reduzieren lassen muss; die das Gegenüber in seiner oder ihrer Andersartigkeit akzeptieren kann, darin auch zugleich Trennendes, Ungewisses und Ungleichzeitiges auszuhalten vermag. Nochmals: Wenn alles wirkliche Leben Begegnung ist, dann sollten wir ständig daran arbeiten, neue Gesprächsräume zu denken und zu gestalten, um uns in der Begegnung entfalten zu können!



Koscheres aus dem Ruhrpott

Egal ob zu Chanukka, Purim oder Passah – ein katholischer Bäcker in Dortmund beliefert seit über 20 Jahren jüdische Gemeinden mit koscheren Backwaren. *Stephan von Kolson*



Die Theke scheint vor lauter Besonderheiten geradezu zu bersten. Hinter dem Glas wartet Naschwerk aus halb Europa auf den Verzehr: Suikerbrood, Krentenbollen und Apffelap – das südfriesische Zuckerbrot, Korinthenbrötchen und Apfeltaschen, aber auch Macarons, original französische Baguettes, Eclairs und Petits Fours. Die Mitarbeiterinnen im Verkaufsraum tragen Jeansschürzen, im kleinen Bistrobereich sind die Wände mit so etwas wie Delfter Kacheln verziert. Doch das, was diese Bäckerei im Dortmunder Südosten zu einer wirklichen Seltenheit macht, sieht man erst beim Blick in die Backstube. Alles scheint hier doppelt zu sein. Doppelte Spülbecken, Spülmaschinen, Backöfen, Kühlschränke. Denn in der Backstube von Tim Kortüm im Dortmunder Stadtteil Schüren wird auch koscher gebacken – und das bedeutet unter anderem die Trennung von milchigen Rohstoffen von anderen.

Hoher Besuch in der Backstube

Häufig hat Bäcker Kortüm mit dem Dortmunder Rabbiner Baruch Babaev hohen Besuch in seiner Backstube.

Zum Autor: Stephan von Kolson ist Abteilungsleiter Presse und Öffentlichkeitsarbeit des Deutschen Evangelischen Kirchentages in Dortmund.

Denn die Zutaten können noch so rein sein – wirklich koscher wird die Backware erst dann, wenn der Ofen von einem Rabbiner – zumindest aber von einem Mitglied der jüdischen

Gemeinde – angestellt wird. „Es gibt da verschiedene Abstufungen“, sagt Tim Kortüm. Bei hohen Feiertagen stellt der Rabbiner nicht nur den Ofen an – er hilft vorher auch bei der Herstellung des Teigs mit. Sämtliche Zutaten müssen zudem zuvor von einem Rabbiner zertifiziert worden sein. So möchte es die Kaschrut, das jüdische Speisegesetz.

Es war ein langer Prozess zur koscheren Backstube. Und im Ursprung eher zufällig entstanden. Ende der 90er-Jahre bekam die Jüdische Kultusgemeinde Groß-Dortmund Probleme mit ihrer bisherigen Bäckerei. Es war einfach nicht koscher, was da aus dem Backofen kam. Wolfgang Polak, damals Geschäftsführer der Gemeinde, hatte eine Alternatividee: Täglich kaufte er in dem kleinen Schürener Backparadies ein. Eine kleine, flexible Bäckerei mit echtem Handwerk. Sie wagten einen Versuch: erst mal ein Rezept: Challa - Hefezöpfe mit Mohn und Sesam – zum Schabbat.

Das Besondere ist die Einfachheit

„Das Besondere daran, koscher zu backen, ist die Einfachheit. Mehl, Hefe, Salz, Wasser“, sagt Kortüm. Zugleich mache es dies für die meisten großen Bäckereien so schwierig: „Viele arbeiten mit Fertigmischungen – da kannst du nicht koscher liefern.“

Koschere Schatzkiste

Inzwischen haben die Kortüms ihre Rezepte erheblich ausgeweitet: Es gibt Torten in allen Variationen zur Bar Mizwa, zu Geburtstagen und anderen



Alle Fotos: Schürener Backparadies/Dortmund

Familienfesten. Die Sahne auf Sojabasis dafür importieren sie eigens aus Israel. Es gibt Leckeres zu Purim oder Passah. Sufganiot, die außerhalb Berlins Berliner und in Berlin Pfannkuchen heißen, zu Chanukka – bei diesem Lichterfest gehören sie einfach dazu.

Um die koscheren in die regulären Abläufe zu integrieren, hat Kortüm nächtelang gegrübelt. Herausgekommen dabei ist das, was der engagierte Katholik seine „Schatzkiste“ nennt: die perfekte Integration der koscheren Backstube in die Abläufe seiner normalen Bäckerei. Und die zeigt er auch gerne anderen – und informiert so auch über koscheres Backen. Viele Grundschulen, Kindergärten oder auch Kunden kommen regelmäßig in die Backstube. Tim Kortüm ist Bäcker aus Leidenschaft. Halb ist der Juniorchef in der Backstube aufgewachsen –



und schon mit 15 Jahren hat er sich dort etwas Geld dazuverdient. Er machte Abitur und stürzte sich dann in eine Bäckerlehre in Herdecke.

„Bäcker war schon immer mein Traumberuf. Es ist einfach wahnsinnig befriedigend, das Tagewerk ganz konkret zu sehen – und dann auch noch verspeisen zu können.“ Doch die Eltern rieten erst mal ab. Zu anstrengend sei dieser Beruf. Zu sehr entgegen der Tagesabläufe der meisten anderen Menschen. Soziale Kontakte sind schwer zu halten. Für alle Fälle sattelte Kortüm im Anschluss an die Ausbildung ein Studium der Betriebswirtschaft obendrauf; in Abendkursen absolviert er parallel dazu seinen Meister. Kein Mann für Müßiggang.

Arbeiten, wenn andere schlafen

Die Schicht beginnt in der Regel nachts um 1 Uhr. Kortüm stößt meist morgens um 4 oder 5 Uhr dazu – und bleibt dann aber bis 19 Uhr. Denn längst gehört für ihn die Schreibtischarbeit mit dazu. Ehrenamtlich ist der 34-Jährige als Lehrlingswart und Prüfer auch noch für die Bäckerinnung tätig. Und phasenweise hatte er sogar noch Zeit, sich im Vorstand seiner katholischen Gemeinde zu engagieren.

Doch obwohl die Bäckerei aus dem kleinen Dortmunder Stadtteil Schüren inzwischen an jüdische Gemeinden bundesweit Leckereien versendet, ist dies für Kortüm und seine 31 Mitarbeiter eher ein Nebenerwerb. „Aber ich fand es wahnsinnig spannend, mich in die

Thematik einzuarbeiten. Das war und ist eine Herausforderung. Und gerade das macht ein Arbeitsleben ja auch aus.“

Backen und Bar Mizwa feiern

Viele Jahre – und höchst engagiert – wurde die Bäckerei dabei von Rabbiner Avichai Apel begleitet, der jetzt aber von Dortmund in die jüdische Gemeinde in Frankfurt gewechselt ist. „Daraus ist eine richtige Freundschaft entstanden“, sagt Kortüm. „Wir waren dann auch immer bei den Familienfesten mit dabei. Von der Beschneidung über die Bar Mizwa bis zu Geburtstagen.“ Und hat der koschere Bäcker aus dem Ruhrpott eine Leibspeise aus dem Backofen? „Gedeckten Apfelkuchen – jeden Tag!“



Dortmund

Andreas Mücksch
Ilona Schmitz-Jeromin



So klingt Vertrauen

35 Wortakrobatinnen und Tonkünstler entwickelten in der Liederwerkstatt Stücke für das Liederbuch des Dortmunder Kirchentages. **Jakob Haller**

Vom 14. bis 17. Januar war die Liederwerkstatt in der Bayerischen Musikakademie Hammelburg zu Gast. Interessierte Musiker und Texterinnen hatten sich bereits letzten Sommer auf eine offene Ausschreibung für einen der begehrten Plätze beworben. Schon bei der anfänglichen Vorstellungsrunde wurde die musikalische und textliche Vielfalt der Teilnehmenden deutlich.

Künstlerische Bandbreite

Von etablierten Künstlern der christlichen Musikszene bis hin zu Vollblutlaien im Studentenalter trafen vielfältige Künstler- und Frömmigkeitsbiografien aufeinander. Drei Tage lang setzten sie sich mit der Losung, den Predigttexten der Großgottesdienste und den Bibelarbeits-texten des nächsten Kirchentages kreativ auseinander.

Und leicht gemacht wurde es ihnen dieses Mal nicht – das Spektrum reichte von hochpolitischen Wirrungen um König Hyskia bis zu dramatischen Szenen um die Opferung Isaaks durch seinen eigenen Vater. Und dann gab es auch noch die Herausforderung, den Vertrauens-psalm 23 frisch und aktuell zu interpretieren. Auffällig nach den ersten Stücken: die hohe Anzahl von Lichtmetaphern und ein wahrnehmbares Vertrauen auf die Einfachheit der Sprache. Weniger ist mehr, war da oft der berechtigte Eindruck, und das nicht nur, weil auch das Thema Leichte Sprache erneut einen Schwerpunkt in der Liederwerkstatt bildete.

Gänsehaut pur

„Es ist gut, dass du da bist. Es ist gut“ – bei Weitem nicht die Innovation sprachlicher Ausdrucksweise in einer Refrainstruktur, aber in der mantraartig gesungenen mehrstimmigen Präsentation seiner Komponisten ein Gänsehautmoment, der die Sehnsucht nach Kirchentags-abendsegen im Lichtermeer aufkommen ließ.

Dieses Stück ist ein gutes Beispiel des kollaborativen Kreativseins in Werkstattatmosphäre: geschrieben und komponiert von Songwriter Mitch Schlüter, Studentin

und Wortkünstlerin Jelena Herder und dem Kabarettisten und Grimpreisträger Martin Buchholz – längst eine Instanz im Programm auf jedem Kirchentag, aber zum ersten Mal bei der Liederwerkstatt.

Nach den Fingerübungen rund um die Losung wagten sich die Musikerinnen und Musiker mit voranschreitender Zeit zunehmend auch an die harten Nüsse. „Ich stell mir vor...“, ein Text von Clemens Bittlinger, wagte in jeder Strophe den Perspektivwechsel vom Vater zum Sohn und wieder zurück und schnürte einem beim Singen manchmal regelrecht die Kehle zu, auch wegen der bewegenden Melodie, die Timo Böcking dazu komponierte.

Ohrwurm aus Wien

Da war es fast schon befreiend, nach dieser dramatischen Geschichte eine swingende Losungshymne mit karibischem Einschlag von Judy Bailey zu hören und auch Stunden später noch im Ohr zu haben. Ebenso „Wohin ich auch gehe“, das Stück des 22-jährigen Benjamin Buchner, der sich eigens aus Wien auf den Weg zur Liederwerkstatt gemacht hatte, blieb mit einem ungewöhnlichen Notensprung im Refrain noch Tage lang im Ohr hängen und bietet die besten Voraussetzungen für einen echten Kirchentagshit.

Weit über 100 Lieder und Liedfragmente waren nach drei wie immer viel zu kurzen, aber intensiven Tagen entstanden und in Plenumsrunden gemeinsam gesungen und kritisch analysiert worden. Und während Sie diese Zeilen lesen, hat die Projektleitung bereits getagt und aus den endgültigen Einsendungen der Werkstatt 25 Lieder für das Dortmunder Kirchentagsliederbuch ausgewählt. Welche dies sind, erfahren Sie im Oktober, wenn das Liederbuch erscheint. Spätestens aber am 22. Juni 2019, wenn wir gemeinsam in den Eröffnungsgottesdiensten einstimmen werden in die Worte „... was für ein Vertrauen ...“.

Zum Autor: Jakob Haller ist Referent für Kultur und Jugend im Kollegium des Deutschen Evangelischen Kirchentages.

„Ihr sollt den Fremden lieben“

Spannend, unterhaltsam, religiös inspiriert und inspirierend – so sind sie die Kriminalromane von Alfred Bodenheimer mit Rabbi Klein als Hauptfigur. **Christa A. Thiel**

Auch der neue Kriminalroman „Ihr sollt den Fremden lieben“ erzählt mehr als nur einen Kriminalfall. Er gibt Einblicke in Denkweisen und Zusammenhänge, die Nicht-Juden oft schwer zugänglich sind. Dass der Autor Professor für Religionsgeschichte und Literatur des Judentums an der Universität Basel ist, wird spürbar. Diesmal ermittelt Rabbi Klein nicht nur im jüdischen Umfeld seiner Zürcher Gemeinde, sondern er trifft auch auf eine junge Muslimin und einen katholischen Priester.

Es beginnt harmlos: Auf Wunsch und Drängen des Vorstandes der jüdischen Gemeinde ist der Rabbi Gast in einer Fernsehtalkshow. Das soll dem Image der Gemeinde dienen. Wenige Stunden später stirbt der Moderator der Show. Was zunächst nur der Rabbi erfährt: Dessen eifersüchtiger Geliebter Lejser war am Tatort. Verzweifelt bittet er seinen Rabbi um Hilfe.

Als Seelsorger ist Rabbi Gabriel Klein eine Vertrauensperson, die oft mehr erfährt als die ermittelnde Kommissarin Bänziger. Sie hat es nicht gerade leicht mit dem Rabbi, der zwischen seelsorgerlicher Schweigepflicht und kriminalistischer Erkenntnis hin- und hergerissen ist.

Der Leser nimmt teil an den Gedanken und der Gefühlswelt des Rabbis. Gerne kümmert er sich um andere und lässt sich dabei – entgegen dem Rat seiner Frau Rivka – in schwierige Situationen verwickeln.

Rabbi Klein versucht, seine Rollen als Ehemann und Vater, als Rabbi und Ermittler zu vereinbaren, was ihm nicht immer gelingt und einen beim Lesen schmunzeln lässt. Dies ist ein besonderer Reiz der Romane.

Eine besondere Stärke sind parallele Erzählzweige. In „Ihr sollt den Fremden lieben“ ist es ein Streit, der während einer Schabbateinladung beim Essen entsteht. Tochter Dafna vertritt die These: Das Gebot, Amalek zu vernichten, könne man zwar noch zitieren, brauche man aber nicht mehr einzuhalten. Das sehen die eher konservativen Gäste anders. Hochtheologisch geht es zur Sache und gleichzeitig sehr lebensnah.

In religiösen Fragen ist der Rabbi Vermittler, trägt seinen Teil zur Versöhnung bei und hält Ambivalenzen aus. Er traut der Religion heilende Eigenschaften zu, weiß aber gleichzeitig, dass sie Selbstgerechtigkeit und Unversöhnlichkeit fördern kann. Ist seine Einladung, als erster Rabbiner in der Moschee zu predigen, ein Zeichen der Annäherung? Oder dient sie einer medienwirksamen Inszenierung? Die Antwort mag der Leser geben.

Bodenheimers Romane zu lesen heißt eben auch, einzutauchen in eine Welt, die oft von Schwarz-Weiß-Malerei und Vorurteilen geprägt ist. Hier hilft der Rabbi zu einer differenzierteren Weltsicht, die Raum für eigene Entscheidungen lässt.

Als Neuling empfiehlt es sich, mit dem ersten Fall „Kains Opfer“ zu beginnen.

Zur Autorin: Christa A. Thiel ist Pfarrerin und Redakteurin und in der Öffentlichkeitsarbeit der Evangelischen Kirche von Westfalen für den Kirchentag zuständig.



In inzwischen vier Fällen ermittelt der unbeirrbare Wahrheitssucher Rabbi Klein und lässt seine Leserschaft mitfiebern. Im ersten Fall „Kains Opfer“ entdeckt Rabbi Klein bei der Vorbereitung der Trauerfeier Hinweise auf das Verbrechen bei der Bibellektüre. Im zweiten Fall „Das Ende vom Lied“ wird ein aktives Mitglied der Cultusgemeinde vom Zug überfahren. Und der Rabbi ahnt als Erster, dass es weder Selbsttötung noch ein Unfall war. Im dritten Fall „Der Messias kommt nicht“ wird ein jüdischer Anwalt erschossen, und Rabbi Klein stößt auf unterschiedliche Formen abgrundtiefen Hasses.

Alfred Bodenheimer, „Ihr sollt den Fremden lieben, Rabbi Kleins vierter Fall“, Nagel & Kimche, Zürich/München 2017, 192 Seiten, ISBN 978-3-312-01033-2

Wir sind auf dem Weg ...

Geduld, Sorgfalt und Vertrauen – Zutaten für ein gelingendes Miteinander von Juden und Christen beim Kirchentag.



Eine Momentaufnahme: Jahrestagung der AG Juden und Christen 2018 auf Schwanenwerder in Berlin. Als „Neue“ nehme ich teil und werde freundlich empfangen. Mein erster Eindruck: Es ist eine Art „Familientreffen“ im besten Sinne. Viele kennen sich seit Jahren und Jahrzehnten, zugleich kommen immer wieder neue Interessierte dazu. Verschiedene Generationen sind dabei, es wird

ernsthaft gestritten und viel gelacht. Manche Themen sind allzu vertraut und dann doch immer wieder überraschend, neu und herausfordernd. Das Verbindende wird gestärkt und zugleich das Unterschiedliche / das Unterscheidende immer wieder betont. Diesen Begriff „Familie“ zu verwenden ist für mich ein Wunder und Geschenk Gottes. Bezogen auf die Geschichte Deutschlands nach der Shoa und auch bezogen auf die Geschichte der AG Juden und Christen.

1961 gab es erstmalig eine solche öffentliche, von Juden und Christen gemeinsam verantwortete „neue Begegnung von Juden und christlicher Gemeinde“, auf der Grundlage folgender Resolution: „Wir verwerfen die falsche, durch Jahrhunderte in der Kirche verbreitete Lehre, dass Gott das Volk der Juden verworfen habe, und stellen uns neu auf den Grund des apostolischen Wortes: Gott hat sein Volk nicht verstoßen, das er zuvor ersehen hat (Römer 11,2). Eine neue Begegnung mit dem von Gott erwählten Volk wird die Einsicht bestätigen oder neu erwecken, dass Juden und Christen gemeinsam aus der Treue Gottes leben, dass sie ihn preisen und ihm im Licht der biblischen Hoffnung überall unter den Menschen dienen.“

Die Geschichte der AG ist Teil deutscher Zeitgeschichte und sie ist, mit Höhen und Tiefen, Auseinandersetzungen, Abbrüchen und Aufbrüchen, eine wahre Hoffnungsgeschichte. Dafür bin ich sehr dankbar – allen, die sich hier engagiert haben und weiter einbringen. Zugleich ist mir bewusst geworden: Kritisches Gegenüber zu bleiben und zugleich Teil der Kirchentagsbewegung, die sich im gesellschaftlichen und religiösen Miteinander verändert, verändern wird und verantwortet, das ist eine Zukunftsfrage, und die gilt es immer wieder neu auszuhandeln.

Das braucht Geduld, Sorgfalt – und Vertrauen. Zutaten, die mir gerade auch für viele weitere Diskussionen innerhalb des Kirchentages wichtig scheinen. Intensiv wird aktuell gefragt nach dem Stellenwert von Transparenz und Partizipation – in den Medien, in der Politik, auch in Kirche und Zivilgesellschaft. Wofür wollen wir stehen – und was leben wir selbst als Kirchentagsfamilie mit unseren Gremien, den vielen Mitwirkenden und Teilnehmerinnen und Teilnehmern? Hier sind wir auch in unseren Gremien in einem Prozess.

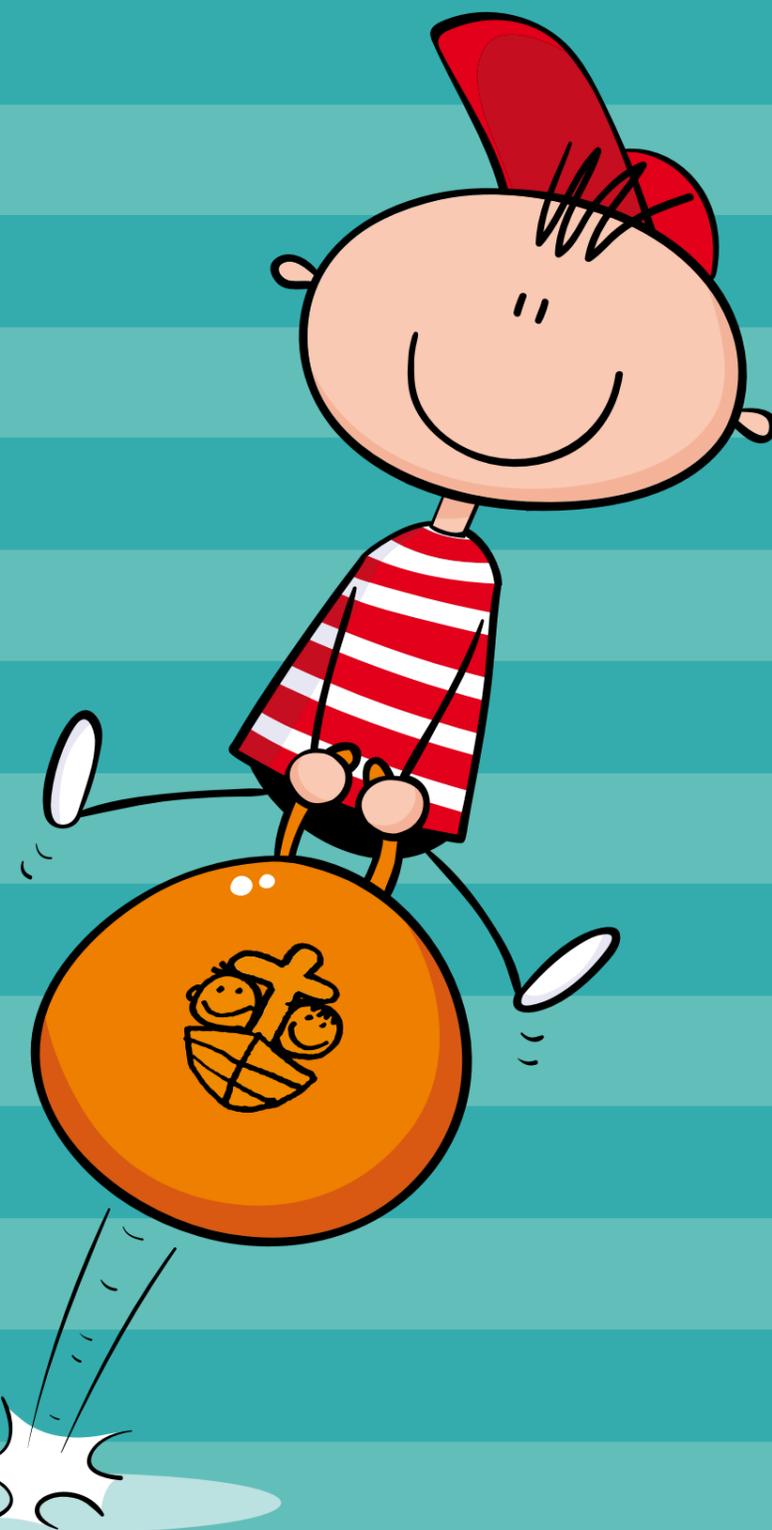
Wir schauen genau(er) hin, das ist gut so. Wir ändern, wir wägen ab, wir machen uns auf. Das alles braucht ebenso gegenseitige Geduld, Sorgfalt und Vertrauen. Es ist ein kritisches Miteinander von Kontinuität, Veränderungsbereitschaft, kleinen und größeren Schritten auf dem Weg. Zugleich glaube ich: Als Zielperspektive zählt das, was mit obigem Zitat vor über 50 Jahren bereits errungen und formuliert worden ist. Wir leben gemeinsam aus der Treue und befreienden Liebe Gottes. Dadurch können wir dieser einen Welt dienen und sie mitgestalten. Mithilfe unserer Gremien und AGs und mit Blick auf das Großereignis, das wir alle zwei Jahren feiern dürfen.

Herzlich

Julia Helmke

Aus gutem Grund

Kirche mit Kindern



gt2018.de

Gesamttagung für Kindergottesdienst in der Evangelischen Kirche in Deutschland

Stuttgart 10. - 13. Mai 2018



Deutscher Evangelischer Kirchentag, Postfach 1555, 36005 Fulda
ZKZ 18413, PVSt 



ClimatePartner[®]
klimaneutral

Druck | ID: 11077-1310-1001



Das Magazin wird gedruckt auf Circlesilk Premium White, 100% Altpapier.
Bestellen können Sie das Magazin unter: abo@kirchentag.de



SUCHE FRIEDEN

9. – 13. Mai 2018

katholikentag.de

Undurchschaubar

„Nordkoreas Staatschef bei einem Raketentest an einem unbekanntem Ort auf einem Foto der staatlichen nordkoreanischen Nachrichtenagentur KCNA.“
Quelle: KCNA, pa/dpa

Katholikentag



Münster

ZdK